Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

38. Jahrgang.

Nr. 49 — Bremen-Berlin, den 2. Dezember. — 1905

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Advent. Von R. Emde. — Hilligenlei. Von P. Kirmß. — Der Trieb nach Selbständigkeit in der Gegenwart. I. Von Carl Bonhoff. — „Unser" Pastor. Von Baars. — Die ursprüngliche Bedeutung der Gleichnisse vom bittenden Freund und von der bittenden Witwe. Von Ad. Wendt. — Ein Krebsschaden der äußeren Mission. Von A. E. — Vom Büchertisch.

Advent.

Es ist gut, daß wir warten können. Der Advent, das Kommen des Herrn, des Geistes voller Gerechtigkeit und Liebe und Wahrheit dauert so lange. Es ist noch immer wie im Vorfrühling: nur die ersten grünen Spitzen, nur Schneeglöckchen und Veilchen schauen aus der erwachenden Erde hervor. Wann wird Berg und Tal und die weite Heide von neuem, großen Frühlingsleben überströmt sein? Es soll uns keiner diese Frage übelnehmen. Es soll uns keiner schelten, daß wir die Empfindung haben, es mache die sonst so flüchtige Zeit so gar kurze Schritte in der Befreiung und Erlösung des Menschenlebens. Wir möchten so gern noch etwas schauen von dem blühenden Flieder und den knospenden Rosen.

Freilich, es ist gut, daß wir warten können und müssen, daß wir unsere Gedanken nicht mit Gewalt zu Gottes Gedanken machen können. So werden nicht Nachtfröste das voreilige Wachstum gefährden. Wie lange hat Israel warten müssen! Von den Zeiten des Amos bis in die Tagen des Augustus hinein. Und sein Warten, seine Hoffnung ist ihm Kraft und Leben geworden. In Babylon hat sie das kleine Häuflein der Verbannten als die Zukunft Israels lebendig erhalten. Unter der eisernen Faust des Antiochus Epiphanes hat sie in den Zertretenen Heldenkräfte geboren. Als Johannes am Jordan predigte, fuhr das lange, alte Warten und Hoffen wie Frühlingssturm unter die verknöcherten Schüler der Schriftgelehrten. Und wer weiß, wie viel Stillen im Lande die Messiashoffnung das tägliche Brot ihrer Seelen gewesen ist. Wer weiß, was sie für das geistige Werden Jesus bedeutet hat. Darum wollen wir auch nicht unwillig werden über unser Wartenmüssen. Aber das Warten und Hoffen muß uns wie warmes, lebendiges Blut durch die Adern rinnen, muß uns zukunftskräftig, zukunftsfähig machen. —

Manchesmal kommt's mir nämlich vor, als ob wir nur zu gut warten könnten. Als ob wir uns zu leicht dabei beruhigten, daß es eben nur langsam vorwärts gehen kann. Es ist uns — davon bin ich überzeugt — kein Warten beschieden, wie einst Israel. Daß *Einer* kommen wird und der wird's machen. Nein, *wir* müssen's machen. So weit ist denn doch der Geist Christi schon gekommen in der Welt, daß der entbundenen Kräfte genug sind, um rascher vorwärts zu kommen, wenn sie nur *wollen*. Es ist ja sehr beruhigend, daran zu denken, wie viel doch schon getan wird in der Welt. Aber wer Gelegenheit hat, dem noch vorhandenen Jammer, der Not, Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, der Engherzigkeit und Borniertheit in die finstern Augen zu schauen, der weiß es, daß der harrenden Aufgaben noch sehr viel mehr sind, als der erfüllten. Wehe über die gemütliche Hoffnung in der Schummerstunde! Der Himmel wird sich nicht auftun! Engel werden nicht herniedersteigen, um alles Verbogene gerade zu machen! *Wir* werden treu den Acker bestellen, oder keine Ernte schauen. Fasse den Pflug an mit rüstiger Hand, wenn's Frühling werden will. Sonst wird dir und deinen Kindern kein Sommer reifen. Adventshoffnung muß tatenreicher Adventsglaube werden. Was würde uns möglich sein, wenn wir den mutigen, schaffensfreudigen Glauben hätten!

R. Emde.

Hilligenlei.

Roman von Gustav Frenssen.

Vor einigen Jahren hörte ich von einem Professor der Theologie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, Frenssen schreibe an einem Leben Jesu. Diese Nachricht erfüllte mich mit Spannung und Freude. Wenn dieser große Erzähler seiner gewaltigen Gemeinde das Größte erzählt, was Menschen überhaupt einander erzählen können, so wird das von großer Bedeutung sein für die zweifelnden, suchenden Kinder unserer Zeit, zu denen unser Kanzelwort und unsere religiöse Literatur niemals dringt. Haben sie uns nicht gehört, diesem Erzähler werden sie lauschen. Je mehr ich es mit vielen bedauert hatte, daß Frenssen von der Kanzel heruntergestiegen war, umsomehr freute ich mich, daß er nun doch wieder predigen wollte, nur in anderer Weise und viel wirksamer als früher. Als ich dann vor einigen Wochen las, daß in nächster Zeit ein neuer Roman von Frenssen erscheinen würde, war ich enttäuscht. Denn ich glaubte das als ein Zeichen dafür ansehen zu müssen, daß der Dichter seinen Leben Jesu-Plan fallen gelassen habe. Um so freudiger war ich überrascht, als der erste Blick in „Hilligenlei" mich belehrte, daß eben dieser Roman das geplante Leben Jesu enthalte.

1.

Es wird uns erzählt von einem Menschen, welcher sein Leben lang heiliges Land sucht und im Leben Jesu findet und seinen Mitmenschen zeigt. „Wir verlangen wahrhaftig nichts Übermenschliches. Wir verlangen nicht, daß die Menschen mit dem Plan hinausziehen, eine Königskrone zu suchen. Aber wir verlangen, daß sie, während sie hinter ihren Irrtümern herlaufen, eine Hoffnung haben, sie könnten

auf der nächsten Wiese statt einer Eselherde eine Versammlung von Engeln finden, und daß sie eine Unruhe haben, es könnte an der nächsten Wegbiegung unter dem Eichbaume das ewige Wesen stehen, das aller Welten tausend Rätsel ruhevoll in heiligen Händen hält, und könnte ihnen einiger Rätsel Lösung sagen. Das verlangen wir: denn das gehört nach unserer Meinung zu einem ganzen Menschen. Und nun, meine Seele, mühselige, mutige, erzähle von einem, der unruhvoll, hoffnungsvoll das Heilige suchte!" Diese Sätze enthalten das Thema des Buches.

Kai Jans ist armer Leute Kind aus dem Städtchen Hilligenlei (heiliges Land). Schon der träumerische Junge in der Volksschule verrät, daß einmal aus ihm einer jener Deutschen werden wird, welche nach dem Worte Kajetans über Luther tiefliegende Augen und wunderbare Spekulationen im Kopfe haben. Nach der Einsegnung sucht der Junge Brot und Verdienst in der Druckerei des Hilligenleier Lokalblattes; er ist Setzerlehrling, versucht sich auch an Leitartikeln. Bald aber treibt ihn seine Unruhe aus der lächerlichen Enge von Hilligenlei in die Weite. Mit einigen Altersgenossen wird er Seemann, um in der Ferne Hilligenlei, heiliges Land zu suchen. Es geht ihm da zum Teil jammervoll. Schließlich wird ihm bei einem Sturm die eine Hand zerschlagen. Er muß den Seemannsberuf aufgeben, dem er nie mit seinem Herzen angehört hat. Er fängt an, auf dem Schiffe, während er wegen seiner verwundeten Hand müßig sein muß, Latein zu lernen. Nachdem er traurig nach Hilligenlei zurückgekehrt ist, nehmen sich einige Lehrer der Domschule des merkwürdigen jungen Mannes an. Nach wenigen Jahren macht er das Abiturientenexamen und geht nach Heidelberg, dann nach Berlin, um Theologie zu studieren. Aber er studiert Theologie weniger aus Büchern, sondern am Menschenleben. Besonders in Berlin lauscht er hinein in den rauschenden Strom des Lebens. Nach Beendigung seiner Studien wird er Vikar bei einem Landpfarrer. Zerfallen mit der Kirchenlehre predigt er das Freundliche, das Menschliche am Christentum, vornehmlich nach Worten Jesu. Aber auch aus dieser Wirksamkeit treibt ihn sein unruhiges Herz wieder in die Weite. In Berlin wohnt er unter Arbeitern, er nimmt an ihren Leiden teil, auch an ihren politischen Bestrebungen, ohne Parteimann zu werden. Aber auch da wieder schwere Enttäuschungen. Mit wundem Herzen kehrt er nach Hilligenlei zurück, um dort den schwersten Schmerz zu erleben. Das Mädchen, welches er liebt, mit dem er in inniger Geistesgemeinschaft verbunden ist, bekennt ihm, nachdem er sie in einer Stunde aufschäumender Leidenschaft besessen, daß sie einem anderen angehört. Sie, die ihn seelisch wieder aufgerichtet, ihm wieder Mut und Hoffnung gegeben hat und ihn in seinem Vorsatz, das Leben des Heilandes zu beschreiben, befestigt hat, muß ihm den größten Schmerz bereiten. Da bricht er zusammen und hört eine Stimme: „Dachtest du, du könntest das Leben des Heilandes lachend erzählen?" Nach einigen Wochen übergibt er ihr die Handschrift des Lebens Jesu. Dann geht er nach Afrika. Nach Jahren kommt er zurück und stirbt an der Krankheit seines ruhelosen Herzens. Aber der ruhelose Sucher hat das Gesuchte doch gesehen, Hilligenlei, das Leben des Heilandes, und die Menschheit, wie sie sich gestalten würde, wenn sie das Leben des Heilandes in sich aufnähme. —

2.

Dies in kurzem Überblick der Lebensgang des Helden. Er zeigt uns die innere Einheitlichkeit des Romans. Diese wird von Kritikern wie Karl Strecker in der „Tägl. Rundschau" und Theodor Kappstein in der „Nat.-Ztg.", die übrigens beide dem Buche die höchste Anerkennung zollen, bestritten. Es sei zuviel Beiwerk vorhanden, durch das man sich bisweilen mühsam hindurcharbeiten müsse. Es kommt darauf an, was man unter Beiwerk versteht. Versteht man darunter Partieen, welche keinen Fortschritt der Darstellung bringen und nicht notwendig zur Schilderung der Menschen gehören, aber doch in einem organischen Zusammenhang mit dem Ganzen stehen, so ist allerdings Beiwerk vorhanden, wie in jedem Roman, wie auch an jedem ebenmäßig gewachsenen Baum. Bei Frenssen ist dieses Beiwerk so schön, daß ich es nicht missen möchte. Versteht man unter Beiwerk Episoden, die den Gang der Erzählung aufhalten und die Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenken, so vermag ich lediglich einige der Liebesszenen als solches Beiwerk anzuerkennen. Obwohl Frenssen in der Darstellung dieser Szenen seine ganze Größe als Lebensschilderer zeigt, erscheinen sie mir doch als eine Belastung des Buches, durch welche die beabsichtigte Wirkung des Ganzen unter Umständen beeinträchtigt werden kann. Abgesehen von ihnen vermag ich solches Beiwerk nicht zu finden.

Der ganze Lebensgang von Kai Jans, wie ihn der Dichter beschreibt, steht unter einem Gesichtspunkt. Alles zielt auf den Mittelpunkt hin, nämlich das Leben des Heilandes. Und Frenssen hat sich die Aufgabe gestellt, zu zeigen, wie der Held vorbereitet und innerlich zubereitet wird zur Erfüllung seiner Lebensaufgabe, das Leben Jesu zu erzählen. Nicht nur die letzte große Enttäuschung in der Liebe zu seiner Jugendgespielin, auch die Zeit in der Volksschule, seine Verirrung in die Redaktion des Lokalblattes, das Leben auf dem Meere, die Studienzeit, die Tätigkeit im Pfarramt, zuletzt sein Leben unter den Arbeitern im Norden Berlins, alles ist unter diesem einen Gesichtspunkt zu verstehen. Wo er auch ist, trifft auf ihn die Beschreibung zu, die ein Berliner Arbeiter von ihm entwirft: „Es ist immer Weihnachtsabend in ihm, und die Menschen und die Dinge verderben ihm immer den Weihnachtsabend." Der edle Träumer stößt sich überall wund an den harten Ecken der Wirklichkeit. Sein ganzer Lebensweg ist ein Passionsweg. Auf diesem Passionsweg wird er, schon von Anfang an, auf allen Stationen, reif für seine Mission. Und alle seine Enttäuschungen, welche ihm die Wirklichkeit bereitet, nicht nur die in seiner Liebe, alle seine Zusammenstöße mit den Menschen und den Dingen fassen sich am Ende seiner Vorbereitungszeit in dem Wort zusammen: „Dachtest du, du könntest lachend das Leben des Heilandes erzählen?" Dies Wort ist der Höhepunkt des Romanes. Alles Vorhergehende ist der Boden, aus welchem der Mensch Kai Jans hervorwächst, und auf welchem er reift. Und aus dem so erzogenen Menschen wächst das Lebensbild Jesu hervor.

Nicht anders verhält es sich mit den Nebenpersonen. Sie stehen alle in strenger innerer Beziehung zu dem Helden und dienen mit ihren Stärken und Schwächen dazu, sein Bild scharf und klar hervortreten zu lassen.

Der Roman ist einheitlich durch und durch.

3.

Jörn Uhl ist mehr agrarisch, Hilligenlei mehr industriell-sozial gestimmt. Hilligenlei ist also, wenn ich so sagen darf, moderner als Jörn Uhl. Von Hilligenlei-Kräwinkel aus öffnet sich uns der Blick auf das Menschenmeer Berlins, in welches der Sohn der Kleinstadt geworfen wird. Diese Masse von Menschen, die aus dem Mutterboden der ländlichen Heimat herausgerissen in den Fabriken arbeiten, zwischen den hohen Steinmauern in lichtlosen Hofwohnungen hausen! Schon in Jörn Uhl ist das Wort zu lesen: „Du glaubst nicht, wie viel Heimweh in einer großen Stadt wohnt." Hier aber, in Hilligenlei beleuchtet der Dichter die Menschenmassen der großen Stadt mit viel schärferem Licht. Was wird aus diesen Massen geboren werden für das Leben unseres Volkes? Welchen Beitrag werden sie leisten für die Gestaltung der deutschen Zukunft? Wird ihr Einfluß, ihr Träumen und Streben, ihr Fordern und Hoffen zum Heil oder zum Unheil unseres Volkes ausschlagen? Das ist die große schwere Frage unserer Zeit. Frenssen zeigt in ihrer Beantwortung einen heroischen Optimismus. Dieser Optimismus verklärt wie Sonnenglanz das wogende Meer der Zeit. Altes und Faules wird im fiebernden Blut verzehrt. Neues, Starkes und Frisches will werden. Es geht wieder ein Sehnen durch unser Volk, die drei gewaltigen Mächte, die es aus sich selbst erzeugt, die Obrigkeit, die Religion und die Sitte zu ver-

jüngen. Die Verjüngung und Erneuerung hat schon mit Macht eingesetzt. „Wie wird in der Bibel geforscht! Wie tapfer rührt sich die Regierung! Wie wehen die Fahnen der Arbeiter!“ Aber es fehlt uns eins: „ein guter reiner Glaube. ein Glaube, der vor uns herzieht wie lichte, wonnige Heroldserscheinung, ein Glaube, dem alle klugen und tapferen Menschen zustimmen.“ Und dieser Glaube kann nur von Einem kommen, von dem Einen und Einzigen, der auf heiligem Lande gestanden hat, von Jesus. Aber es muß klar erkannt werden, ob er Wundererscheinung oder wirklicher Mensch gewesen ist. Ohne diese klare Erkenntnis wäre der Glaube nicht fest. „Es gibt nichts Notwendigeres in der ganzen Welt, als daß über das Wesen des Heilands Klarheit ist.“ Der klar erkannte menschliche Jesus ist die Grundlage deutscher Wiedergeburt. Und die Wiedergeburt Deutschlands wird weiter wirken. Deutschland ist der Schoß einer neuen Reformation, und „es wird an deutschem Wesen noch einmal die Welt genesen“. So stellt Frenssen — nicht die moderne Theologie als Wissenschaft, wie Eloesser in der „Voß. Ztg.“ Frenssen mißversteht — sondern den Glauben, den die theologische Wissenschaft aus den Urkunden des Christentums herausgearbeitet hat, in den Mittelpunkt unserer Zeit und an die Spitze aller heutigen sittlichen und sozialen Reformarbeit. Das wird ihm natürlich von links und rechts stark verdacht werden. Wir aber rechnen ihm das als höchstes Verdienst an, daß er diesen Gedanken, der unserer Gemeinschaft zu Grunde liegt, den wir alle im Herzen tragen, mit einer Wucht und Kraft, wie keiner vor ihm, hineinschleudert in den Kampf unserer Zeit.

Bunsen hat schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die Forderung aufgestellt, das semitische Christentum müsse übersetzt werden ins japhetische, oder wie Carl Schwarz sagte, ins deutsche, in das Deutsch der Gegenwart. In höchst origineller Weise sucht Frenssen diese Aufgabe zu lösen. Er verpflanzt das Leben Jesu aus dem Morgenland nach Deutschland. Er umgibt das helle, leuchtende Bild, das er mit seiner Meisterhand zeichnet, mit deutschem Rahmen. Die Wüste des Morgenlandes wird ihm zur norddeutschen Heide, Nazareth zu einem holsteinischen Dorf. Die Eltern Jesu schildert er wie deutsche Landleute. Was Uhde als Maler getan hat, tut er als Dichter, nur daß dieser Jesus, wie Frenssen ihn zeichnet, viel wahrer, viel geschichtlicher und zugleich viel gewaltiger ist, als der von Uhde. Er erzählt uns mit der ganzen wunderbaren Kraft seiner Darstellung das Leben Jesu, aber nicht mit poetischer Erfindung und Ausschmückung, sondern als Geschichte, wie sie vor uns steht nach deutschen Forschungen! Er läßt uns sehen, wie die Gleichnisse Jesu entstanden sind aus Bildern, die er schon als Knabe in seine Seele aufnahm im Hause und auf der Dorfgasse, im Weinberg und auf dem Getreidefeld. Er überträgt die Worte Jesu aus der Sprache des Morgenlandes in das Deutsch der Gegenwart. Seine Darstellung ist ein fortwährendes heißes Ringen mit der großen Aufgabe, was Jesus getan und gesagt hat, dem deutschen Verständnis so nahe wie möglich, ganz nahe zu bringen, und so befreit von der Hülle des Morgenlandes unmittelbar vor unsere Augen zu stellen. Und es ist, als ob durch seine Darstellung immer der laute Ruf hallte: „Jesus ist euch bisher nicht so gezeigt worden, wie er wirklich war; so wie ich ihn euch zeige, so ist er gewesen, so muß er gewesen sein.“ Ja freilich, es geht dabei, wie Strecker etwas mißmutig sagt, viel Poesie verloren. Aber der Dichter Frenssen, der wahrhaftig weiß, was Poesie ist und bedeutet, will hier vor allem theologischer, religiöser Volksschriftsteller sein. Poesie hin, Poesie her; hier handelt es sich nicht um Poesie. Die Millionen suchender Menschenseelen der heutigen Zeit, die nach einem glaubbaren Glauben und nach dem Frieden und der sittlichen Kraft eines solchen Glaubens verlangen, diese Millionen, die Frenssen und mit ihm wir im Auge haben, können nicht mit duftiger Poesie satt gemacht werden; sondern sie wollen geschichtliche Klarheit und Wahrheit und damit auch religiöse Wahrheit haben. Sie wollen wissen: „wer ist der, den wir als Führer anerkennen sollen in Kampf und Arbeit, im Leben und Sterben? Und ist ihnen dann das Evangelium und das Leben Jesu entkleidet von der poetischen Form des Orients zur klaren Erkenntnis und zum festen inneren Besitz geworden, dann kommt ganz von selbst die holde, liebe poetische Form des Morgenlandes und legt sich wieder leise um die ernste lebenschaffende Wahrheit. An einer Darstellung des Lebens Jesu hat jeder etwas auszusetzen. So wäre wohl auch an dem Frenssenschen Bild manche Ausstellung zu machen. Aber eins wird ihm niemand abstreiten können, die innere Einheitlichkeit und damit die innere Wahrheit.

Frenssen wird viel angefochten werden, von den einen, weil er Pfarrer war, von den andern, weil er ein liberaler Pfarrer war und jetzt wieder geworden ist, um von seiner Kanzel aus Hunderttausenden zu predigen. Seinem Buche wird es gehen, wie dem, zu dessen Preis es geschrieben ist: es wird den einen zum Ärgernis werden, den anderen zur Auferstehung.

So möge es hingehen und vielen den Weg zeigen nach „Hilligenlei“.

P. Kirmß.

Der Trieb nach Selbständigkeit in der Gegenwart.

Vortrag, gehalten im Verein für Volksunterhaltungen zu Leipzig.

I.

1. Geschichtliche Keime.

Das Ringen nach Selbständigkeit hat nicht, — wie manche durch die Tonart, in der sie davon reden, fast glauben lassen möchten, — erst in der Gegenwart eingesetzt. Es ist vielmehr so alt wie die Menschheit. Ja, wenn man zugeben muß, daß es nicht von vornherein ein klar bewußtes gewesen ist, sondern sich allmählich aus einem allgemeinen dunklen Werdedrang der organischen Wesen gestaltet hat, so wird man auch sagen dürfen: seine Anfangsspuren werden in fernen Jahrmillionen der Vergangenheit zu suchen sein. Aber sobald die Urnebel der Menschheitsgeschichte sich lösen, sobald sie namentlich zu einer Geschichte von Staaten, einer Kultur- und Geistesgeschichte wird, sobald werden auch die Ansätze und Anläufe jenes Ringens deutlicher, kräftiger, kühner.

Die erfolgreichste Bewegung der neueren Zeit in diesem Sinne ist zweifellos die reformatorische des 16. Jahrhunderts gewesen. Durch sie ist die äußere Gewalt in Überzeugungsfragen wie im geistigen Leben überhaupt in der Wurzel vernichtet worden und an dem Orte ihres Falls ist gewissermaßen eine Quelle der Freiheit aufgebrochen, aus der sich nach allen Seiten hin entfesselte Ströme ergossen haben, um die verschiedensten Gefilde des Kulturlebens zu befruchten. Denn von da an beginnen alle Kräfte sich mündig zu fühlen, alle Berufsarten einen neuen, eigenartigen Wert zu empfangen. Das Denken verwirft jede äußere Autorität für den menschlichen Geist. Die Sittlichkeit erkennt keine bloß von außen kommende Vorschrift mehr als innerlich verpflichtend an. Die Naturwissenschaft wie die Geschichtswissenschaft braucht ihre Ergebnisse nicht mehr auf die Übereinstimmung mit einer Kirchenlehre zu prüfen. Die Erziehungsweise, die Volksschulbildung fängt wenigstens an, die Gesetze menschlicher Lebensentfaltung im Menschen selbst, in seinen persönlichen Anlagen und Kräften zu entdecken. Das politische und das soziale Freiheitsstreben erwacht, kämpft sich durch Revolutionen und Reaktionen mancher Art hindurch, läutert sich so und mündet endlich in den Fluß friedlicher, aber unausgesetzter, wenn auch manchem zu langsam vorwärtsdringender Reform ein.

Überall wird nun das Recht auf Selbständigkeit der Kulturbestrebungen anerkannt und überall hat diese Anerkennung wunderbar reiche praktische Erfolge: in der Gesundheitspflege, im Verkehrswesen, in der Lebenshaltung eines großen Bruch-

teils der Gesellschaft, in den glänzenden Fortschritten der Technik und der Industrie, in der Fülle neugearteter künstlerischer Erzeugnisse. Aus der Enge kleinstädtischer Klassen- und Zunftordnungen sind die Menschen herausgeführt worden; sie haben eine freiere Stellung zu einander gewonnen, sie fangen an, sich gegenseitig gerechter zu beurteilen. Auch die Umständlichkeiten und Geziertheiten, die Kleinigkeitskrämereien und Briefschwärmereien, die bombastischen Deklamationen der Zopfzeit — wie fremd sind sie unserem auf das Wirkliche gerichteten, mit der Maschine, dem Telegraphen, dem Telephon und den Kräften der Elektrizität arbeitenden Geschlechte geworden!

Und doch! Halten wir ein mit diesem oft gesungenen Hymnus auf die Bewegungsfreiheit der Gegenwart, so lieb sie uns sein möge! Rufen wir nicht aus: „Wie haben wir's so herrlich weit gebracht", als hätte das Ringen nach Selbständigkeit wirklich in der Gegenwart schon sein Ziel gefunden, als müßte es nicht jetzt gerade erst auf seinen tieferen Sinn, sein wahres Ziel sich besinnen, jetzt, mitten im heißen Drange des Kampfes! Denn die strahlende Münze all jener äußeren Errungenschaften hat eine weniger helle Kehrseite und auf dieser steht geschrieben: seelische Verarmung, Mangel an Tiefe, an harmonischem Gemütsleben, an Sammlung und Einheitlichkeit des Wesens, an stiller Freude bei sich selbst und im traulichen Kreise, kurz, innere Unselbständigkeit! Gewiß, jene allgemeinen Kulturbestrebungen tragen alle das Gepräge freiester Selbstentfaltung. In den Parteiprogrammen, auf den Vereinsfahnen, auf der Tafel der politischen Rechte prangt das Schlagwort: Selbstständigkeit. Wo aber sind die wirklich selbständigen Menschen? Wo die vielen einzelnen, die zusammen eine ihres Grundsatzes der Selbständigkeit wirklich vollmächtige Gesellschaft bilden und darstellen könnten, eine Gesellschaft, die nicht bloß eine von außen gemachte Organisation, sondern ein lebendig gewordener Organismus wäre?

Selbständigkeit! Was bedeutet das Wort im Grunde anderes als: auf sich selbst, auf seinem eigenen persönlichen Selbst stehen? Aber wenn man nun Ernst macht mit diesem Begriff, — wie viele Glieder der heutigen menschlichen Gesellschaft werden ihm gerecht? Man findet zuweilen in Büchern, die ihr allmähliches Werden beschreiben, die Behauptung ausgesprochen, sie, die Gesellschaft, sei noch nicht aus ihren Kinderschuhen herausgetreten, stehe eigentlich noch am Anfang ihres Lebens. Und in dieser Beziehung, was wirkliche innere Selbständigkeit anlangt, dürfte der Behauptung kaum zu widersprechen sein. *Ein Kind, das lernen soll selbst zu stehen*, — das scheint allerdings kein unzutreffendes Bild für das höhere Ringen nach Selbstständigkeit des Charakters, der Überzeugungen, der Weltanschauung, des Kunstverständnisses, der sozialen und politischen Stellung in der Gegenwart zu sein. Es wird auch in diesem Vergleiche des Größeren mit dem Kleineren nichts Herabwürdigendes gefunden werden müssen. Im Gegenteil: eher etwas Hoffnungsfreudiges, Verheißungsvolles, denn dem Kinde gehört noch eine Zukunft, reich an Schätzen des Werdens. So verweilen wir bei jenem Bilde. Es wird uns die Begriffsverwechslungen, Überstürzungen, unwillkürlichen Abschwächungen, Seitensprünge und Rückfälle, mit denen der Selbständigkeitstrieb zu kämpfen hat, lebendig genug vor Augen führen.

2. Wilde Schößlinge.

Ein kleines schwaches Menschenkind muß *lernen* auf den eigenen Füßchen zu stehen. Das ist die erste lehrreiche Beobachtung, die wir in unserem Falle an ihm machen. Kein Wesen ist ja in der Anfangszeit seines Lebens so hülflos, so der Fürsorge, des Aufhelfens bedürftig wie der kleine Mensch. Denn gut Ding will Weile haben; die höchsten Lebensformen brauchen am längsten Zeit zur Ausgestaltung. Mit dem bloßen ersten Entschluß ist es nicht getan. Der gibt den zarten Gelenken noch nicht die nötige Kräftigung. Uebung muß hinzukommen und vor allem Willigkeit, sich *zuerst* einmal von denen, die dazu berufen sind, bei der Hand fassen und führen zu lassen, den guten Rat und die Hülfe der längst in sich gefestigten Gestalten anzunehmen. O freilich, solch ein trotziges Bübchen möchte zuweilen schon, ehe es noch gerade stehen kann, alles allein tun, allein essen, allein auf den Stuhl, aus dem Bett steigen usw. Aber die Mütter wissen, welche Ängste gegenüber solchen Unbeholfenheiten ausgestanden werden. Sie haben das Geschrei in den Ohren, das ertönt, wenn es nun zum so und sovielsten Mal auf den Hinterkopf oder auf Kinn und Nase gefallen ist. Sie wissen, daß hier ein erster gefährlicher Auswuchs des Selbständigkeitstriebes zu bekämpfen ist, nämlich der *Eigensinn*! — Wie oft wird aber der Eigensinn, der ja immerhin auf eine Kraft selbständigen Wollens schließen läßt, schon für dieses selbst gehalten, auch in der Welt der großen, mündig gewordenen und politisch stimmberechtigten Leute, einerlei zu welcher Partei sie gehören mögen, ob zur Linken, ob zur Rechten! Das ist eines der großen Mißverständnisse, denen unser Thema begegnet, als wäre schon das bloße Neinsagen und Ablehnen, das bloße Trotzen, Protzen und Pochen auf Selbständigkeit, die bloße Willkür im Arbeiten und die bloße Ungebundenheit im Genießen oder „Sichausleben", als wäre schon das bloße Anderswollen ein Zeichen selbständiger Kraft und nicht vielmehr nur ein Zeichen dafür, daß eine tatsächlich vorhandene Kraft sich in verkehrten Richtungen verbraucht und erschöpft. Oder sollte wirklich in dem Geist, der stets verneint, in dem Widerspruchsgeist, der widerspricht, nur um zu widersprechen, in der Gewöhnung an die Opposition, welche sagt: „ich kenne die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie", sollte wirklich in dieser Sinnesart schon eine eigenartig schaffende Kraft leben, in dem toten Nein schon das lebendige Ja? Sollte nicht im Gegenteil der Nachgiebige, der sich von der größeren Richtigkeit der Ansichten und Absichten anderer gegenüber seinen bisherigen überzeugen läßt und nun mit persönlicher Überzeugung auf sie eingeht, immer noch selbständiger sein als der unbelehrbar auf seinem einmal eingenommenen Standpunkt Beharrende, der sein tieferes Selbst nicht fragen, nicht zu Worte kommen lassen will? Wem aber nicht zu raten ist, dem ist auch nicht zu helfen. Die wohltätigste Hülfe, die es gibt, die Hülfe zur Selbstständigkeit, die jede weitere Wohltat samt dem Wohltäter überflüssig macht, kann man ihm nicht leisten. Sein Eigensinn, sein Sonderwille, die Meinungen und Wünsche, die er sich in den Kopf gesetzt hat, werden ihn immer wieder zu Falle bringen, wie das trotzige Kind, und weder äußere Enttäuschung noch innere Unzufriedenheit können ihm erspart bleiben. Man bietet heute mit Recht viel volkstümliche religionsgeschichtliche Belehrung, nicht bloß in Büchern, auch an Diskussionsabenden. Aber wo der Widerspruch ein brutal gehässiger bleibt und immer wieder auf sein erstes Wort zurückkommt, obgleich es längst widerlegt ist, — was ist da beim besten Willen einstweilen noch zu tun?

Das eigensinnige Kind neigt auch leicht zur *Herrschsucht*. Es möchte seine Spielkameraden, seine Geschwister, seine Pflegerin, ja selbst die Eltern tyrannisieren, am liebsten alle nach seiner Pfeife tanzen lassen und sich in solchem Wesen groß, wichtig, selbständig fühlen. Und diese Wahnvorstellung — als müsse man, um selbst etwas zu bedeuten, andere unterjochen — verbindet sich wiederum leicht mit der anderen mißtrauischen Vorstellung, die zu ungeberdiger Reizbarkeit führen kann, als solle man unbedingt von den anderen unterjocht *werden*. Aber der Kampf um die eigene Selbstständigkeit ist kein Ringkampf, bei dem man, um Sieger zu sein, durchaus den Fuß auf eines anderen Nacken setzen müßte, eher ein Kampf mit einem Größeren, zu dessen innerer Freiheit und Kraft man sich emporringen möchte, bis man ihm ebenbürtig wäre. Ein wahrhaft reifer Mensch möchte alle um sich her reifen lassen; er bedarf nicht des Gegensatzes der Unreife, um sich selbst reif zu fühlen. Ein wahrhaft selbständiger Mensch wird sich in jeder Stellung, auch der untergeordnetsten — vorausgesetzt, daß sie nichts Unwahrhaftiges oder Unwürdiges von ihm verlangt — seine innere

Selbständigkeit, die Freiheit seiner Überzeugungen, seiner Gesinnungen bewahren können, wenn er nur daran festhält, daß die wichtigste und adeligste Herrschaft des Menschen, die Herrschaft über das eigene Wesen, die eigenen Leidenschaften, also die Selbstbeherrschung ist. „Von der Gewalt die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet", sagt Goethe. Und der hat sich recht überwunden, der sich selbst noch einmal zu der Tätigkeit anstellt, zu der er schon angestellt ist, und somit sein Lebenswerk in die eigene Hand nimmt! Wie gefährlich aber unter Umständen die Sucht ist, nur ja aus einer äußerlich abhängigen Stellung, etwa als Handlungsgehülfe, Buchhalter, Werkmeister, Arbeiter, sich loszumachen, um sie mit einer scheinbar unabhängigen zu vertauschen, und an der Spitze eines noch so kleinen Geschäfts, eines Gemüsehandels, eines Zigarrenlädchens, einer Schuhmacherwerkstatt u. dgl. zu stehen, — diese Erfahrung hat mancher teuer bezahlen müssen und seine Familie mit ihm. Denn dann, wenn er sich in dieser Weise „selbständig gemacht" hatte, begann erst — für ihn und für sie — das Elend, die Sorgen- und Schuldenlast, die verzehrende Unsicherheit, ob man sich überhaupt werde über Wasser halten können und wie lange wohl noch? Dann begann erst die Abhängigkeit von den großen Lieferanten und von den eigenen Angestellten und vom lieben Publikum — ach, wer möchte ihn wohl um eine so abhängige Unabhängigkeit, eine so unselbständige Selbständigkeit beneiden?

Das kleine Kind hat einen starken Nachahmungstrieb. Es kopiert den Gang und die Geberden der Erwachsenen, die es am nächsten umgeben, oft in komischer Weise. Und dieser unbewußte Trieb ist für sein Wachstum notwendig, durch ihn dringt es allmählich ins volle Menschenleben hinein. Er führt aber leicht eine Selbsttäuschung mit sich, die für die Charakterbildung um so hinderlicher werden kann, je länger sie sich auch im sog. reiferen Alter erhält. So mancher kleine Gernegroß ahmt nämlich nicht bloß gern diejenigen nach, die er für besonders frei, selbständig oder überlegen hält, sondern er wähnt, indem er ihr Gehaben nachahmt, auch schon eben so frei zu sein wie sie. Dem Jüngling versinnbildlicht sich vielleicht die männliche Selbständigkeit in der ersten Zigarre und im heimlich genossenen Glase Bier, auch wenn beide nur allzu selbständige Regungen des Magens zur Folge haben; vielleicht im hohen, höheren und allerhöchsten Stehkragen, auch wenn er ihm fast den Atem benimmt; vielleicht in Schnabelschuhen, auch wenn sie das freie Gehen peinlichst hindern; vielleicht im weiten nahtlosen Mantel, auch wenn er darin friert. „Nach Freiheit strebt der Mann", denkt er und studiert das Modejournal. Das Mädchen aber, das auch nicht bloß „nach Sitte", sondern ebenfalls nach Freiheit strebt, natürlich nicht minder. Es läßt sich immer noch die aufblühende Gestalt in einen Brustpanzer einschnüren, womöglich unter dem Reformkleid, dem Symbol der weiblichen Bewegungsfreiheit.

Nun stehen wir noch einmal vor dem Kinde. Es will laufen lernen, uns entgegenlaufen, und wir freuen uns seiner kleinen Fortschritte, wir breiten die Arme aus, es aufzufangen. Aber es will immer noch einmal zu schnell sein Ziel erreichen, es läuft zu hastig, es überstürzt sich, es fällt zu Boden. Wir fragen wieder: Handeln die jungen Leute anders, die irgend welche natürlichen Stufen eines Werdeganges überspringen und mit einem Satz auf der höchsten Sprosse der Leiter feststehen wollen, Meister sein wollen, ehe sie Gesellen waren? Werden sie nicht jählings herabstürzen? Oder handeln die jungen Verlobten aus dem Arbeiterstande anders, die sich zu früh gegenüber dem beiderseitigen Elternhause selbständig machen wollen, einen eigenen Hausstand, eine eigene Familie begründen, ohne die nötigen Mittel dazu in Händen zu haben? Sie kaufen sich Möbel auf Abzahlung. Eine Weile scheint es auch damit zu gehen, namentlich, solange beide zu arbeiten vermögen. Aber dann kommen die Kinder, eins nach dem andern. Und Krankheiten kommen und Schulden, vielleicht eine Zeitlang Arbeitslosigkeit dazu, und der Anfang vom Ende: ein Zusammenbruch, Pfänderverleihungen, Armut, Hunger, Blöße, ein frühes Alter, namentlich der jungen Frau und Mutter, eine frühe, für junge Menschen beschämende Unterstützungsbedürftigkeit. Das sind die Folgen der Überstürzung jenes Verlangens nach Selbständigkeit. Sie vereinigen sich, die allertraurigste Unselbständigkeit zu offenbaren. — Sollte es anders sein mit irgend welchen Massenbewegungen, deren Zielgedanken über jedes mögliche Ziel hinausschießen, anders mit jenen Theorien, die von einer absoluten, d. h. ganz uneingeschränkten äußeren Selbständigkeit schwärmen, als könne jeder ein Robinson, ein einsamer Inselbewohner sein, oder als könne man gar einen Wald von Bäumen in eine erhabene leere Sphäre hineinpflanzen, sein Gedeihen unabhängig machen von Erde, Wasser, Luft und Licht, also von allen Beziehungen, von jedem Zusammenhang mit den ihn umgebenden nährenden Kräften?

Carl Bonhoff.

„Unser" Pastor.

Erfolg und Segen der pastoralen Wirksamkeit beruht im letzten Grunde auf dem Vertrauen der Gemeinde zu ihrem Pastoren. Die gewissenhafte Ausübung seiner Berufstätigkeit vorausgesetzt, kann der Pastor doch nur allmählich in das Vertrauen seiner Gemeinde hineinwachsen. Es kann Jahre dauern, ehe das Gefühl der Zusammengehörigkeit beide Teile beseelt, ehe der Pastor „meine" Gemeinde und die Gemeinde „unser" Pastor mit Bewußtsein und mit Berechtigung sagt. Ein solches Zusammenwachsen ist natürlich nur in der Lokalgemeinde möglich, nur da, wo eine Gemeinde einen Pastoren hat. Das erscheint als der normale und darum erstrebenswerte Zustand. — Der Geistliche hat heutigen Tages den Schwerpunkt seiner Tätigkeit nicht auf, sondern unter der Kanzel zu sehen. Das Wort der Predigt erreicht viele nicht mehr, die darum doch des Pastoren bedürfen und nach ihm verlangen. Eine Gemeinde, deren Kirche leer ist, braucht noch lange keine unchristliche zu sein. Es ist nicht nötig, das hier des weiteren auszuführen. Aber das Wort des Predigers erreicht auch nicht alle, welche unter der Kanzel sitzen. Darüber darf er sich keiner Täuschung hingeben. Es ist nicht richtig, daß alle die, welche in Städten die Zuhörerschaft eines Pastoren bilden, seinen auf der Kanzel geäußerten Anschauungen zustimmen, es sind sehr oft Gründe rein äußerlicher, manchmal äußerlichster Art, die sie zu den Predigten des betreffenden Geistlichen treiben. Seine treuesten Zuhörer sind doch wohl die, welche irgendwie in ein persönliches Verhältnis zu ihm getreten sind. Ist das aber schon da der Fall, wo jeder gemeindliche Zusammenhang fehlt, wie viel mehr in der Lokalgemeinde. Dort entsteht und zerfällt noch nicht ohne weiteres die Gemeinde mit dem Kommen und Gehen des Pastoren. Er ist zunächst der Träger des Amtes, das in der Gemeinde besteht und bei Erledigung für die gesamte Gemeinde neu zu besetzen ist. Sein Amt führt ihn zu den Gemeindegliedern und bahnt ihm in der Lokalgemeinde den Weg viel leichter zu den Herzen als da, wo er neben anderen Kollegen steht. Er ist ihr Pastor, den sie aus zahlreichen amtlichen und außeramtlichen Berührungen kennen, achten und lieben gelernt hat und dem sie sich verpflichtet weiß, weil er ihr verpflichtet ist. Ohne triftigen Grund ruft man keinen fremden Pastoren. Die Taufen, Trauungen, Beerdigungen besorgt selbstverständlich der Gemeindegeistliche, er konfirmiert die Kinder. Es fällt auf, wenn jemand einen anderen wählt, und meistens ist „unser" Pastor es allein, der darin ein Recht der Gemeindeglieder und keine Kränkung sieht. Die Gemeinde hat das, oft lebhaft ausgesprochene, Gefühl, daß sich solche „Auswanderer" gegen den Geist der Gemeinde verfehlen. Am leichtesten begreift und verzeiht man noch den Besuch eines nachbarlichen Gotteshauses. — Es ist auffällig, wie schnell sich manchmal auch die einstigen Gegner des neuen Pastoren zurechtfinden. „Das ist nun mal unser Pastor, wir hätten ja einen anderen lieber gehabt, aber nun er

einmal da ist, gehört er uns und wir ihm." Wer maß- und taktvoll zu Wege geht, wer sich bemüht, den Leuten menschlich nahe zu kommen, der wird die Gemeinde häufig vor einer Zersplitterung bewahren können. Und es bietet sich so viel Gelegenheit, den Leuten nahe zu kommen. Muß in großen Gemeinden mit mehreren Predigern der Pastor warten, bis er gerufen wird, hier erwartet man, daß er von selber kommt; denn er ist ja der Pastor, der einzig in Frage kommt und der nicht zu fürchten braucht, bei seinem Besuche schon einen anderen Kollegen vorzufinden. Wo Freude oder Leid einkehrt, steht unserem Pastoren die Tür offen. Er kommt nicht nur zu Taufen, Trauungen, Beerdigungen, Abendmahlsfeiern in die Häuser, um die kirchliche Handlung zu vollziehen; bei den beiden ersten Gelegenheiten plaudert er noch ein Weilchen bei einer Tasse Kaffee oder ist gern gesehener Gast beim Hochzeitsmahl. Wichtiger ist die eigentlich seelsorgerliche Tätigkeit; Kranken- und, wenn irgend möglich, häufige Hausbesuche da und dort machen ihn vertraut mit den Verhältnissen und in vielen Familien zum Hausfreund.

Dann aber nimmt „unser" Pastor an all dem teil, was irgendwie im Gemeindeleben Bedeutung hat. Wo etwas „los ist", ein Vortrag, ein Konzert, ein Fest, eine Ausstellung u. s. f., man erwartet, daß er dabei ist und freut sich, ihn dort zu sehen. Selbst da, wo man den Pastoren im allgemeinen nicht hoch einschätzt, fühlt man sich durch seine Teilnahme doch geehrt, durch sein Fernbleiben oft mehr gekränkt, als er selber ahnt. Er gehört zu den „Honoratioren", den „Spitzen", — wird aber weniger als offizielle Persönlichkeit denn als einer, der dazu gehört, begrüßt und empfunden.

Dies Gefühl, dazu zu gehören, äußerlich und innerlich beteiligt zu sein, gibt „unserem" Pastoren erst die rechte Arbeitsfreudigkeit. Er findet willige Hände, die ihm helfen, und offene, wo er um Liebesgaben bittet. Wofür er eintritt, das findet auch weitere Freunde, seine Empfehlung oder seine Warnung gilt etwas. Und indem sich so ein Band nach dem andern um die Gemeinde und ihren Pastoren schlingt, lernen beide immer besser das Apostelwort verstehen: „Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden!" Auch die Gemeinde fühlt sich dem Pastoren verwandt, und seine Freude ist ihre Freude, sein Leid ist ihr Leid. Diese Erfahrung gehört wohl zu den schönsten, die „unser" Pastor macht. Sie ist ihm reiche Entschädigung für mancherlei Enttäuschungen.

Denn so sehr die Lokalgemeinde, die sich um ihren Pastoren schart, das Ideal bleibt, und so sehr darum auch die Teilung großer Stadtgemeinden erwünscht ist und angestrebt werden muß, es gibt auch Schattenseiten. „Unser" Pastor und „seine" Gemeinde sind nicht immer und können nicht immer das sein, was sie sein sollten. Weil sie Menschen sind. Wenn die gesegnete Wirksamkeit eines Geistlichen von dem Vertrauen der Gemeinde und von seinem taktvollen Auftreten abhängt, so ist damit zugleich auch ausgesprochen, wie viel von der Person des Pastoren und einzelner maßgebender, einflußreicher Gemeindeglieder abhängt. Wenn es dem Pastoren nicht gelingt, sei es mit oder ohne Schuld, das Vertrauen der Gemeinde zu gewinnen, so ist tatsächlich das Gemeindeleben in Gefahr, großen Schaden zu leiden, wenn nicht die Möglichkeit besteht, das Verhältnis friedlich zu lösen. Und ebenso im anderen Falle. Es sind doch immer Einzelne, welche die große Menge leiten. Und es ist oft sehr leicht, Stimmung gegen den Pastoren zu machen. Auch hier ist das Gemeindeleben schwer bedroht, weil die Unzufriedenen sich an keinen anderen wenden können, sondern auf „ihren" Pastoren angewiesen sind. Es ist nicht nötig, alle die Möglichkeiten anzuführen, die zu Konflikten führen können. Im letzten Grunde kommt es eben darauf hinaus, daß es an dem gegenseitigen Vertrauen mangelt.

Ich habe immer von der „Gemeinde" geredet, obgleich ich weiß, daß es Gemeinden im eigentlichen Sinne des Wortes kaum mehr gibt. Die Klassengegensätze sind zu groß und machen sich in den kleinsten Ortschaften geltend. Und die „Kirche" hat sehr viel von ihrem Ansehen eingebüßt und gibt sich ja auch Mühe genug, sich unbeliebt und unmöglich zu machen. Deshalb wird es auch dem „idealen" Pfarrer nicht möglich sein, für alle Gemeindeglieder „unser" Pastor zu werden, weil die „ideale" Gemeinde fehlt. Er ist und bleibt für eine große Zahl auch derer, die ihn gewählt haben oder, bei Besetzung durch die Behörde, ihm nicht gerade feindselig gesinnt sind, der Pastor. Und häufig liegt auf dem „der" ein sehr fataler Ton.

So wird unter den gegebenen Verhältnissen die Personalgemeinde doch die Regel sein. Auch in der Gemeinde mit einem Geistlichen ist der Pastor „unser" Pastor nur für einen Teil der Gemeindeglieder. Über Personalgemeinden habe ich aber nicht mehr zu handeln. Nur das möchte ich noch zum Schluß aussprechen: So viel auch zu ihren Gunsten gesagt werden mag, das Ideal bleibt doch die Lokalgemeinde, in welcher ein Pastor das Vertrauen aller besitzt. Sie ist nicht durch Ordnungen und Verordnungen zu schaffen. Nur zweierlei ist unbedingt nötig, wenn sie werden soll: Freie Pfarrwahl durch die Gemeinde und damit verbunden die Möglichkeit, das Verhältnis zwischen Gemeinde und Pastor zu lösen, ohne daß letzterer dadurch in materielle Not gerät, und zweitens Wegfall jeglicher Lehrverpflichtung bei der Anstellung. Es steht und fällt in der Lokalgemeinde eben alles mit dem gegenseitigen Vertrauen. Was dies Vertrauen stören könnte, muß darum unterbleiben.

Vegesack. Baars.

Die ursprüngliche Bedeutung der Gleichnisse vom bittenden Freund (Luk. 11, 5—8) und von der bittenden Witwe (Luk. 18, 1—8).

Wir Christen nehmen für uns das herrliche Recht in Anspruch, überall und zu jeder Zeit ohne Zuhülfenahme eines Vermittlers mit dem allmächtigen Vater im Himmel Zwiesprache zu halten und alles ihm vorzulegen, was unser Herz bewegt. Dieses Recht folgt aus unserer Gotteskindschaft. Aber daß wir die Gotteskindschaft und damit dieses Recht besitzen, ist nicht eine Frucht unseres Verdienstes, sondern eine unverdiente Gottesgabe, deren Tatsächlichkeit wir innerlich erlebt haben. Darum haben wir alle Ursache, dankbar und bescheiden vor allem in unserem Gebetsleben zu sein.

Unbescheidenheit und Hochmut, dazu Aberglaube wäre es, wenn jemand beabsichtigte, durch sein Gebet Gott zu beeinflussen, umzustimmen, oder gar zu zwingen, etwas zu tun, was er ohne das Gebet nicht getan haben würde. Gottes Wille ist unter allen Umständen heiliger als des Menschen Gedanken, weiser als des Menschen Pläne, gerechter als des Menschen Wünsche. Es kann darum des wirklich frommen und demütigen Gebetes Zweck niemals sein, Gott zu beeinflussen nach den Wünschen des Beters, sondern vielmehr den unaufhörlich strömenden Segen des allgegenwärtigen Gottes, der die Liebe ist, sich dankbar und zielbewußt anzueignen, indem man die eigenen Gedanken, Pläne und Wünsche dem heiligen Gotteswillen möglichst vollkommen anpaßt.

Diese auf Gottes Weisheit kindlich und unbedingt vertrauende Demut allein rechtfertigt es, wenn wir unsere einzelnen Wünsche Gott vortragen. Das wäre kein Gott, den wir erst in ausführlicher Rede mit unserem Begehren bekannt zu machen hätten.

Das alles bestätigt uns Jesu Wort Matth 6, 7—8: „Und wenn ihr betet, sollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden; denn sie meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Darum sollt ihr euch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet." Das bestätigt uns ferner Jesu Beispiel in Gethsemane, wo er durchaus nicht seinen Willen Gott aufzudrängen strebt,

sondern in schlichter Demut spricht: „Vater, bei dir ist kein Ding unmöglich . . . aber nicht wie ich will, sondern wie du willst." (Mk. 14, 36.)

Unvereinbar mit solchem Wort und Beispiel Jesu erscheinen die beiden Gleichnisse, die uns als von Jesus geredet im Lukasevangelium überliefert sind und die beide sich aufs Beten beziehen: Luk. 11 das Gleichnis von dem bittenden Freund und Luk. 18 das von der bittenden Witwe (oder vom ungerechten Richter).

Jesus hat das Gebet nicht als eine Art von Zaubermittel angesehen, mit dessen Hülfe man Gott umstimmen könne, zumal wenn man sein Anliegen immer von neuem unermüdlich wiederholt. Wenn er betete, war es weder wie der Freund in dem einen Gleichnis, der dem Freunde gegenüber zudringlich wird („unverschämtes Geilen"), noch wie die Witwe in dem andern Gleichnisse, die den ungerechten Richter quälte, bis er ihr den Willen tat. Jesus war in seinem Beten nicht zudringlich gegen Gott, hat ihn nicht gequält mit Bitten und Betteln, hat nicht vermeint, Gottes ungeneigten Willen durch unermüdliches Wiederholen seines Anliegens geneigt machen zu können. Er verurteilt in Matth. 6, 7—8 ausdrücklich, was er Luk. 11 und Luk. 18 seinen Jüngern anempfiehlt, oder nach der Darstellung des Evangelisten anempfohlen haben soll.

Dieser Selbstwiderspruch kann in der Persönlichkeit Jesu von Nazareth schwerlich vorhanden gewesen sein, er muß auf Rechnung der Überlieferung gesetzt werden, welche die ursprüngliche Bedeutung dieser beiden Gleichnisse verkannte.

Es sind nur zwei Erklärungen denkbar.

Erstens: Beide Gleichnisse sollen zeigen, daß man ohne Unterlaß beten, im Beten nicht müde werden soll (so der Verfasser des Lukas-Evangeliums). Dieses unermüdliche Beten müßte aber, nach Matth. 6, 7—8, nicht als ein Beten mit Worten, nicht als ein zudringliches Betteln, um Gott durch Hartnäckigkeit und Ausdauer zu erweichen, aufgefaßt werden, sondern als ein dauernd demütiges Sichbeugen unter Gottes Willen, ein unermüdliches Richten des Sinnes auf Gott und seine Zwecke. Das läßt sich gewiß auch als Beten bezeichnen, und solch unablässiges Gefühl der Gottesgegenwart und unserer Verantwortlichkeit Gott gegenüber entspricht gewiß den Forderungen Jesu.

Aber gegen diese Erklärung sprechen doch gewichtige Gründe. In den beiden Gleichnissen weist nicht das geringste auf solch Beten ohne Worte hin, im Gegenteil. Wenn in den Gleichnissen der bittende Freund und die bittende Witwe mit ihrer Zudringlichkeit und Ausdauer wirklich vorbildlich für unser Gebetsleben sein sollen, dann hat Jesus hier im Gegensatz zu Matth. 6 das häufige bis zur Zudringlichkeit gesteigerte Wiederholen der Bitte als ein Mittel empfohlen, um eine Erhörung schließlich durchzusetzen. Wer Jesu Worte über das Beten in Matth. 6 nicht kennt, kann nicht umhin, aus den beiden Gleichnissen gerade das als Pflicht herauszulesen, was Jesus in Matth. 6, 7—8 verurteilt, nämlich die vielen Worte und Wiederholungen beim Beten, als wenn um deretwillen eine Erhörung um so sicherer verbürgt würde.

Die Gefahr, solche Meinung aus den Gleichnissen herauszulesen, liegt überaus nahe und ist nicht einmal in der evangelischen Kirche auf Grund von Matth. 6 genügend vermieden worden, so daß man sich genötigt sieht, einzugestehen: Der Zweck, den die Gleichnisreden Jesu verfolgen, das Verständnis der religiösen Wahrheiten dem einfachen Volke möglichst zu erleichtern (trotz Mark. 4, 12!), wird in diesen beiden Gleichnissen nicht erreicht, wenn sie wirklich in dem Sinne vom Heilande geredet sind, den der Evangelist ihnen zuschreibt. Von Jesu nüchtern-besonnener und trotzdem tieffrommer und demütiger Auffassung vom Gebet, wie sie Matth. 6 ausgesprochen ist, findet sich in den beiden Gleichnissen Luk. 11 und 18 keine Spur, sondern eher das gerade Gegenteil.

Bemerkenswert ist, daß diese beiden Gleichnisse nur bei Lukas, aber bei keinem anderen Evangelisten sich finden, und daß andererseits bei Lukas keine Parallele zu Matth. 6, 7—8 vorhanden ist. Der Verfasser des 3. Evangeliums kannte entweder diese Matth.-Stelle nicht, oder, falls er sie kannte, fühlte er den Widerspruch so stark, daß er sie zu gunsten der beiden Gleichnisse nicht in seine Darstellung aufnehmen zu dürfen meinte.

Auf Grund dieser Erwägungen dürfte es berechtigt sein, diese erste harmonisierende Erklärung als künstlich und gewaltsam und deshalb als unrichtig zu bezeichnen.

Zweitens: Beide Gleichnisse sollten ursprünglich, nach Jesu Absicht und Darstellung, das Gegenteil von dem bedeuten, was Lukas sie bedeuten läßt. Wir haben hier zwei nicht vorbildliche, sondern abschreckende Beispiele, die uns lehren, wie man zu Gott nicht beten soll. Derartige Gleichnisse kommen ja auch sonst in Jesu Munde vor (z. B. der thörichte Reiche Luk. 12, 16—21 u. a.). Und auf den ersten Blick leuchtet es ein, wie bezeichnend und treffend beide Gleichnisse dann Jesu Worte in Matth. 6, 7—8 illustrieren.

Hören wir einmal folgende Zusammenstellung: „Welcher unter euch hätte einen Freund und ginge zu ihm um Mitternacht und spräche zu ihm: „Freund, leihe mir drei Brote; denn ein Freund von mir ist zu mir gekommen von der Reise, und ich habe nichts, ihm vorzusetzen." Und jener würde von innen antworten und sprechen: „Mache mir keine Mühe! Die Türe ist schon verschlossen, und meine Kinder sind bei mir in der Kammer; ich kann nicht aufstehen und dir geben!" Ich sage euch, wenn er auch nicht deswegen aufstehen und ihm geben wird, weil er sein Freund ist, so wird er wegen seiner Zudringlichkeit aufstehen und ihm geben, soviel er bedarf. (So erreicht man wohl von einem Menschen schließlich etwas durch hartnäckiges und zudringliches Betteln, Gott gegenüber aber darf man sich nicht so benehmen.) Wenn ihr aber (zu Gott) betet, sollt ihr nicht unnützes Geschwätz treiben, wie die Heiden; denn sie meinen, sie sollen um ihrer vielen Worte willen erhört werden. Darum werdet ihnen nicht gleich, denn euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe ihr ihn bittet. (Und noch ein Beispiel:) Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete Gott nicht, und scheute sich nicht vor den Menschen. Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, und sie kam zu ihm und sprach: „Rette mich von meinem Widersacher." Und er wollte eine zeitlang nicht; hernach aber sprach er bei sich selbst: „Ob ich schon Gott nicht fürchte und mich vor den Menschen nicht scheue, dennoch, weil mir diese Witwe Mühe macht, will ich sie retten, damit sie nicht beständig komme und mich betäube." (So erreicht man wohl von einem Menschen, selbst von einem ungerechten Richter, schließlich etwas durch hartnäckiges und zudringliches Betteln, Gott gegenüber aber darf man sich so nicht benehmen.) Wenn ihr aber (zu Gott) betet, sollt ihr nicht unnützes Geschwätz treiben, wie die Heiden; denn sie meinen, sie sollen um ihrer vielen Worte willen erhört werden. Darum werdet ihnen nicht gleich, denn euer Vater weiß, was ihr bedürft, ehe ihr ihn bittet."

Ist im Vergleich zu dieser Erklärung der Gleichnisse die andere (harmonisierende) nicht geschraubt und unnatürlich? Diese zweite Erklärung steht zwar zur Auffassung des dritten Evangelisten im Widerspruch, nicht aber zu der Auffassung Jesu selbst, nicht einmal in einem scheinbaren. Ferner spricht zu gunsten dieser zweiten, meines Wissens bisher noch nicht versuchten Erklärung, daß dabei der Zweck, um dessentwillen Jesus mit Vorliebe in Gleichnissen redete, vollkommen

erreicht wird: werden die beiden Gleichnisse so erzählt, wie es hier geschehen, als abschreckende Beispiele in innigster Verbindung mit Matth. 6, 7—8, so ist alles überaus klar und einfach, die Gefahr jedes Mißverständnisses und falscher, praktischer Schlußfolgerungen vollkommen ausgeschlossen, und es bedarf nicht erst langer, künstlicher Erklärungen darüber, wie Luk. 11 und 18 sich mit Matth. 6 vereinen lassen.

Ad. Wendt.

Ein Krebsschaden der äußeren Mission.

Häufig von Freunden der äußeren Mission um Beiträge angegangen, spende ich mein Scherflein immer ohne viel Bedenken, namentlich wenn es sich um Missionsarbeit bei Völkern alter Kultur, die den erhabenen Geist des Christentums zu fassen vermögen, handelt. Auch die gewöhnlichen Einwände gegen die Mission überhaupt, mit denen sich viele um Spenden Angegangene zu beruhigen pflegen, wenn sie die Bittenden abweisen, lasse ich nicht gelten. Ein Einwand aber, den ich nie erheben höre, drängt sich mir immer wieder auf und macht mir viel zu schaffen.

Denken wir uns, an irgend einem Orte Südwestafrikas kämen drei verhältnismäßig gebildete Angehörige verschiedener Stämme, sagen wir ein Herero, ein Ovambo und ein Bastard, zusammen, alle drei getaufte Christen. „Heute muß ich noch zur heiligen Messe nach X. und der heiligen Jungfrau Maria eine Kerze weihen" — sagt der Ovambo, Katholik, zu den anderen. „Glaubst du, daß dir das beim lieben Gott etwas nütze, wenn du zwanzig Kauri für eine Kerze ausgibst und sie an das Bildnis deiner sogenannten Heil. Junfrau aufstellst? Wenn du ein Anliegen hast, — betest du zu Gott, oder zur Jungfrau Maria oder zu irgend einem Heiligen?" frug der Herero. „Es ist wirksamer" — erwiderte der Ovambo, „wenn man sich an einen Fürsprecher oder noch besser an die allerheiligste Fürsprecherin wendet, und ein Opfer noch dazu zu bringen, ist gut. Man kann nicht wissen, ob es einem nicht eine Stunde Fegefeuer erspart." „So so" — sagte darauf der Herero. „Uns ist gelehrt worden, daß wir des Mittlers nicht bedürfen, daß wir auch des Priesters und seiner Mitwirkung entbehren können, um mit dem lieben Gott zu reden, und daß wir vor allem keinen Bilderdienst treiben dürfen; aber zu unserm Heiland, der empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato — —" „Du bist wohl von den Baslern einer" — fiel da der Bastard ein —, „du stehst auf dem sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnis? Sei versichert, daß man bei solchem Wahnglauben nie zur Befriedigung kommt. Jesus Christus war ein Mensch wie du und ich und der Ovambo, nur freilich ein gottbegnadeter, einzig hervorragender Mensch — — —" „Er war doch Gottes Sohn" — fielen die beiden anderen ein. — „Er sitzet doch zur Rechten Gottes — —." „Es ist so schwer, mich mit euch zu verständigen, wie es euch beiden wird, euch untereinander zu verständigen" — schloß der dritte die Unterredung — „Es wird gut sein, daß wir uns von etwas anderem unterhalten. Da fällt mir ein: Ich glaube, wir nennen uns alle drei Christen, obwohl unsere Missionare jedem von uns gesagt haben, die Religion des andern sei gar kein Christentum, und wir — ihr so gut wie ich — sind doch unterwiesen, unsere Feinde zu lieben, die zu segnen, die uns fluchen. Habt ihr gesehen, wie die Weißen mit euren Stammesgenossen umspringen? Warum kommen sie in hellen Haufen in unser Land, verbrennen unsere Hütten, führen unsere Herden hinweg, töten unsere Krieger, unsere Frauen und Kinder?*) Wir sollen uns der Nüchternheit befleißigen, sagen unsere Lehrer. Warum bringen die Weißen das gebrannte Wasser ins Land, das verführerischer ist als die Schlange im Paradiese? und vernichten damit unsere Sitten und unsere Gesundheit, von den anderen bösen Dingen, die sie bei uns einführen, gar nicht zu reden? Ach — ich beklage es ja nicht, daß ich getauft bin. Aber, wenn ich euch reden höre, verstehe ich nicht, daß wir alle drei Christen sein sollen, und wenn ich sehe, was die Weißen in unserem Lande beginnen, werde ich vollends irre an diesem Christentum." „Uns geht's wie dir" — sprachen der Ovambo und der Herero wie aus einem Munde.

Nun bewendet es ja in der äußeren Mission nicht bei diesen hier vertretenen Konfessionen und konfessionalistischen Richtungen. Fast so viele, wie sie die christliche Kirche kennt, treten im heidnischen Lande auf den Plan; oft grenzen die Missionssprengel der verschiedensten sich einander bekämpfenden Richtungen nahe aneinander. Was ist nun Christentum? werden die Denkenden unter den Missionszöglingen fragen. Und — werden sie hinzufügen — wie verträgt sich die christliche Lehre, insoweit sie übereinstimmt bei allen verschiedenen Richtungen, mit dem Tun vieler solcher Christen, die in christlichen Landen schon als Kinder getauft sind?

A. E.

*) Die traurigen Notwendigkeiten auch gewaltsam kolonisierender Arbeit verkennt Verfasser dieser Zeilen natürlich nicht.

Vom Büchertisch.

D. Georg Buchwald. Ungedruckte Predigten D. Martin Luthers aus den Jahren 1537—1540. Leipzig, G. Strübigs Verlag, ca. 11 Lieferungen, à 60 Pfg.

Wenn der verdienstvolle Lutherforscher schreibt: „Es darf erwartet werden, daß eine erstmalige Herausgabe jener Predigtschätze und zwar aus den Jahren 1537 bis 1540 mit freudigem Interesse begrüßt wird als eine wichtige Ergänzung der bisher bekannten homiletischen und exegetischen Tätigkeit Luthers", so rechtfertigen Form und Inhalt der Predigten durchaus diese Erwartung. Aber nicht nur historisch und theologisch betrachtet sind sie interessant, denn so sehr sie zeitgeschichtlich bedingt sind, bergen sie doch kostbare ewige Schätze. Welch' einen Reichtum an innerem Leben strahlen sie aus, wie schimmert und leuchtet in ihnen die herrliche Freiheit der Kinder Gottes, wie hehr und fromm klingt durch sie hierdurch das hohe Lied von der Liebe. Wie müssen diese Predigten in ihrer religiösen und sittlichen Frische die Herzen der Hörer gepackt haben! Wie fein weiß Luther den Text auszulegen, seinen ewigen Gehalt für die Gegenwart fruchtbar zu machen, wie greift er hinein ins volle Menschenleben und leuchtet mit den Sonnenstrahlen des Evangeliums in die geheimsten Fächer der Seele und die verborgensten Winkel des vielgestaltigen Daseins. Volkstümlicher und kräftiger hat wohl kaum einer je gepredigt. Ein Leisetreter ist Luther nicht gewesen, nicht nur dem gemeinen Haufen, nein, auch den Fürsten und Ratsherren hat er ohne Ansehn der Person das Wort der Wahrheit verkündet. Jeder Prediger kann auch heute noch von ihm lernen, und sich den Glauben und den sittlichen Mut von Luther stärken lassen. Dem Herausgeber wie dem Verlag gebühret herzlicher Dank für diese herrliche Gabe.

Nermsdorf. A. König.

Eingesandte Literatur.

(Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Aus den Tiefen der heiligen Schrift. Predigten von Rev. Thomas Groser (in London). Übersetzt und herausgegeben von Dr. Theodor Zangger. 1906. Kommissionsverlag der Christlichen Vereinsbuchhandlung in Zürich. Geb. 3 Mk.

Der „gute Trunk" in den Lutheranklagen. Eine Revision. Von H. Grieser S. J. München 1905. Herder u. Co. 29 S

Böcklins Kunst und die Religion. Von Johannes Manskopf. Mit 24 Bildertafeln. F. Bruckmann A. G. München 1905. 56 S. 2 Mk.

Koran und Bibel. Ein komparativer Versuch von Johannes Sigmund-Jaspis. G. Strübig. Leipzig 1905. 103 S. 1,20 Mk.

Ungedruckte Predigten D. M. Luthers aus den Jahren 1537—1540. Zum ersten Mal veröffentlicht von D. G. Buchwald, Pfarrer a. D. Michaeliskirche in Leipzig. Lif. 7—14 Schluß. 8 Mk., geb. 10 Mk.

Neue Götter. Von Alfred Reinglaß. Max Schwenzer-Duisburg 1905. 0,60 Mk.

Patria. Jahrbuch der „Hilfe" 1906. Herausgegeben von D. Fr. Naumann. Herausgeber der Wochenschrift „Die Hilfe". 4 Mk. Buchverlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg.

Kinder der Bibel. Für Kinder erzählt von Marie Fischer-Lette. Franz Grunert-Berlin. 1,50 Mk.

Meine Waldhäuser. Bilder aus einem Dorfe von Helene Christaller. Eugen Salzen-Heilbronn 1906. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Aus meiner Mutter Märchenschatz. Neue Volksmärchen von Theodor Krausbauer. Theodor Benzinger-Stuttgart 1905.

Im Reich der Tiere. Erzählungen, Sagen und Märchen aus der Tierwelt, von Theodor Krausbauer (Odo Twiehausen). Theodor Benzinger-Stuttgart 1905.

Durch Flur und Hain. Erzählungen, Sagen, Märchen und Naturbilder aus der Pflanzenwelt, von Theodor Krausbauer (Odo Twiehausen). 2. Aufl. Theodor Benzinger-Stuttgart.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 49.

Bremen
Berlin.

2. Dezember 1905.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: „Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland". — Die preußischen Provinzialsynoden. IV. — Aus der Pfalz. II. (Generalsynode.) — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

„Kampf und Arbeit des freien Christentums in Deutschland"

nennt der Deutsche Protestantenverein eine Reihe volkstümlicher Schriften, deren 1. Heft im Verlag von Gebauer-Schwetschke, Halle a. S.,*) erschienen ist.

Was wir stets gewußt und ausgesprochen haben, wird in unseren Tagen immer weiteren Kreisen klar, daß mit der Politik „laisser faire, laisser aller" unsere Kirche als Volkskirche, unser Christentum als Volksreligion in die schwerste Gefahr kommen muß. Die Gleichgültigkeit, der praktische Materialismus, die steigende Gewissenlosigkeit, ein enges Kirchentum und der Ultramontanismus, das sind die Feinde, gegen die der Kampf gilt für das Erbe der Reformation, — die suchenden Seelen, die der Kirche Entfremdeten, die sittlich und religiös Haltlosen, die Freigesinnten, das sind die Volksgenossen, für die wir arbeiten müssen, arbeiten noch ganz anders als bisher mit dem glühenden Eifer derer, die im freien Christentum ihren Frieden fanden, mit heiliger Rücksichtslosigkeit gegen eigene Trägheit, Schwäche und persönliche Gefahr, — mit der Begeisterung, die der Auftrag unseres Gottes uns gibt, mit der Liebe, die sich selber vergißt und opfern kann, mit dem tiefen Erbarmen mit allen, die da in der Irre und in der Fremde sind, während das Vaterhaus der Gottesgemeinschaft ihnen offensteht.

Es ging uns durch's Herz, als D. Kirmß die Worte in Braunschweig sprach, die den Inhalt des vorliegenden 1. Heftes „Die kirchliche Lage und der Deutsche Protestantenverein" bilden.

Helft Freunde, daß sie nun noch vielen durch Herz und Gemüt gehen, sie aufzurufen und aufzutreiben zum Kampf und zur Arbeit des freien Christentums in Deutschland.

Beigegeben ist dem Heft eine interessante Zusammenstellung der „letzten Kundgebungen der kirchlichen Parteien und Gruppen", die die Stimmung in allen Lagern mit den eigenen Worten der Parteien widerspiegeln.

Heft 2 folgt in etwa 14 Tagen und bringt die bedeutsamen Verhandlungen der Brandenburgischen Provinzialsynode zur Bekenntnisfrage, d. h. zum „Fall Fischer" nach stenographischer Aufnahme und nach eigener Korrektur der Redner mit den Reden von Tillich, Generalsuperintendent Braun, Stöcker, Pohle, Schrader, Kind.

Auf dieses Heft können in allen Buchhandlungen oder bei der Centralstelle des Deutschen Protestantenvereins für Schriftenvertrieb, Berlin S. 59, Hasenhaide 59, Vorausbestellungen gleichzeitig mit dem Bezug des 1. Heftes gemacht werden.

*) Preis 50 Pf.

Die preußischen Provinzialsynoden.

IV. (vgl. Nr. 43, 45, 46).

Auf der Pommerschen Provinzialsynode beteiligte sich die Mittelpartei an der Debatte und brachte folgenden Antrag ein, der mit 13 Unterschriften versehen war und mit allen gegen 10 Stimmen abgelehnt wurde:

Hochwürdige Provinzialsynode wolle beschließen:

1. Wir bekennen uns zu unserem Herrn und Heilande Jesus Christus als zu dem festem Grunde unseres innigen Vertrauens und unserer kindlichen Hingabe an Gott, unseren himmlischen Vater.

2. Die Urkunden, welche von Jesus Christus sprechen, seien es biblische Schriften oder aus deren Inhalt geschaffene Bekenntnisformen, sind der dauernden Nachprüfung unterworfen, zu der die wissenschaftlichen Leiter und Lehrer der christlichen Gemeinde berechtigt und verpflichtet sind.

3. Eine Bindung der Gewissen an den Buchstaben verwerfen wir als zuwiderlaufend der Freiheit eines Christenmenschen, die durch die Reformation den Gemeinden zurückgewonnen ist.

4. Den Fall Fischer-Berlin halten wir durch die Entscheidung des Evangelischen Oberkirchenrates für erledigt.

Über die Vorgänge auf der Provinzialsynode in Ostpreußen geht uns von dorther folgender Bericht zu:

Über die Zusammensetzung der ostpreußischen Provinzialsynode orientiert die folgende Tabelle:

	Konfession.	Jüngere Gruppe d. Positiv.	Ältere Gruppe d. Union	Fr. ev. Vereinigung	Summa	
Superintendenten	3	19 (1)	13 (2)		35	62(4)
Pfarrer	4	10	12 (1)	1	27	
Rittergutsbesitzer	3 (1)	15 (2)		3 (1)	21	27(4)
Gutsbesitzer		2	3	1	6	
Höhere Regierungsbeamte		10 (2)	3 (2)			13(4)
Professoren und Gymnasial-Direktoren			5	1		6
Richterliche Beamte	1		3 (1)			4(1)
Höhere Kommunalbeamte und Kaufleute	1 (1)		2 (1)	3 (1)		6(3)
Ärzte, Lehrer, Industrielle, Handwerker, Arbeiter						
	12 (2)	56 (5)	42 (2)	9 (2)	119 (16)	

Die Zahlen in Klammern bezeichnen die vom Könige ernannten Mitglieder. Die ältere Gruppe der Positiven Union, die kirchliche Mittelpartei, hat, soweit bekannt geworden, zu dem Hallenser Programm und seinem liberaleren Tone offiziell keine Stellung genommen, steht aber wohl, namentlich im Punkte der Handhabung des Kirchenregiments auf einem freieren Standpunkt als die jüngere Gruppe, die darin mit den Konfessionellen an einem Strange zieht.

Durch die Verhandlungen zog sich das Bestreben, das kirchliche Bewußtsein zu entflammen durch ein Zeugnis für die Herrlichkeit unserer Kirche. Alles was diesen Eindruck hätte stören können, z. B. gleich die Ausführungen des ersten Referenten über den Rückgang des kirchlichen Lebens (an der Hand von Abendmahlsziffern 2c.), rief immer sogleich Redner, vor allem den gefühlswarmen Generalsuperintendenten Braun auf den Plan, um die Schatten durch Hervorhebung der Lichtseiten zu verscheuchen. Diesem auf das Gemüt der Synodalen, vor allem aber nach Außen gerichteten Bestreben entsprach der Wunsch nach möglichster Einmütigkeit und Einstimmigkeit bei der Besprechung und Annahme der Vorlagen. Wo solches nicht zu erzielen war, sollten doch wenigstens die drei rechten Gruppen in

ihrer imposanten Majorität innere Zwiespältigkeiten nicht zu Tage treten lassen. Das ist denn auch dank der geübten Strategie erreicht. Bei den Kompromissen aber, die dazu nötig waren, hat fraglos die Mittelpartei das größere Opfer gebracht und nur der Rechten Vorspanndienste geleistet.

Nur an zwei Punkten kam es durch Eingreifen der Linken zu prinzipiellen Auseinandersetzungen, bei dem Thema Konfessionsschule und bei dem Lehrantrag. Bei ersterem wandte sich der Referent, Prov.-Schulrat Bode, wider den übertriebenen Intellektualismus, der unsere Zeit beherrsche und bezeichnete als Ziel der Volksschule christliche Charakterbildung, die nur auf dem Boden der Konfessionsschule, wie sie gegenwärtig bestehe, erreichbar sei. Provinzialsynode solle für Letztere laut ihre Stimme erheben und (Zusatzantrag) die Landtagsabgeordneten der Provinz auffordern, für den Antrag Hackenberg und Genossen einzutreten. Synodale Oberbürgermeister Koerte-Königsberg erklärte zunächst unter Ablehnung des Zusatzantrages die Zustimmung der Linken zu dem Hauptantrag, d. h. er sprach für Beibehaltung der Schule, wie sie auf den rechtlich historischen Grundlagen bei uns sich herausgebildet hat, einer Schule, in der der Unterricht in der Religion konfessionell erteilt werden muß, der in den übrigen Fächern konfessionell erteilt werden nicht darf, die Schulaufsicht paritätisch geführt werden soll. Nachdem indes in der Debatte eine fundamentale Meinungsverschiedenheit darüber, was man unter „Schule, wie sie gegenwärtig besteht", zu verstehen habe, zu Tage getreten war, wurde, obwohl der Zusatzantrag zurückgezogen war, auch der Hauptantrag nicht einstimmig, sondern gegen die Stimmen der Linken angenommen.

Bei dem Lehrantrag ist es interessant, an den beiden Fassungen, in denen er in die Öffentlichkeit drang, noch die Spuren der Kämpfe wahrzunehmen, die um ihn innerhalb der drei rechten Gruppen — die Linke wurde überhaupt nicht zur Mitberatung herangezogen — ausgefochten sind. Er lautet:

in der letzten offiziellen Fassung:	in der früheren Fassung:
Die ostpreußische Provinzialsynode kann an dem Widerspruch der Lehrmeinungen, durch den die evangelische Kirche z. Z. bewegt wird, nicht schweigend vorübergehen, obwohl sie es mit Genugtuung aussprechen darf, daß den Gemeinden unserer Provinz in Verwaltung von Wort und Sakrament bisher kein Ärgernis gegeben worden ist. Die Synode bekennt einmütig mit der gesamten Christenheit aller Zeiten Jesum Christ, den Gottes- und Menschensohn, den Gekreuzigten und Auferstandenen, als unsern Herrn und mit den Vätern der Reformation ihn als den einigen Mittler unseres Heils.	.....
	.....
	.....den Lehrkämpfen, welche z. Z. die evangelische Kirche bewegen,.....
	.....
	.....
	durch Verkündung von Irrlehren auf den Kanzeln bisher 2c.....
	.....
	.....
	.....
	.....
	.....
	.....
	.....
	.....
In der Gewißheit, daß dieses Evangelium, dem die Kirche ihre Entstehung und Erneuerung verdankt, immer ihr Bekenntnis bleiben muß, ohne daß die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung irgendwie verschränkt wird, gibt die Provinzialsynode der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck, daß das Kirchenregiment in Anwendung der in den Entscheidungen des Evangelischen Oberkirchenrats vom 13./29. Juli 1878 und vom 16. März 1905 kundgegebenen Grundsätze die evangelische Landeskirche wirksam gegen Geistliche schützen wird, welche durch bewußte Bekämpfung die Autorität der heiligen Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses in den Gemeinden untergraben.	In der Gewißheit, daß diese Zentralpunkte des Evangeliums, denen die Kirche 2c..... immer ihr Bekenntnis bleiben werden, ohne 2c.....
	.....
	.....
	muß die Provinzialsynode auch ihrerseits daran festhalten, daß eine Beunruhigung der gläubigen Gemeinde durch Verkündigung gegenteiliger subjektiver Ansichten und wissenschaftlicher Meinungen seitens der angestellten Geistlichen der Landeskirche nicht geduldet werden darf.

Der Referent, D. Eilsberger (Mittelpartei), verlas den Antrag, glaubte aber von einer Begründung absehen zu sollen. Nur drei Mitglieder der Linken, Universitätsprofessor Dr. Baumgart, Rittergutsbesitzer Seydel-Thelcken und Oberbürgermeister Körte, ließen sich in die Rednerliste eintragen Ersterer, dem erst zwei Stunden vor der Sitzung der Antrag zugegangen war, gab eine kurzgefaßte Erklärung dahin ab, daß der Antrag, in dem sehr verschiedene, unvereinbare Überzeugungen vereinigt seien, darum für die freie evangelische Vereinigung unannehmbar sei. Wort und Formel der Evangelien wie der kirchlichen Bekenntnisse seien menschliches Werk, ihnen gebühre daher Pietät, aber nicht Autorität. Wenn die Freiheit wissenschaftlicher Forschung nicht verschränkt werden solle, dürfe auch der Ausdruck wissenschaftlicher Überzeugungen niemandem verschränkt werden. — Ein Antrag auf Schluß schnitt den beiden andern Rednern der Linken das Wort ab. Der Versuch des Synod. Körte, eine namentliche Abstimmung über den Schlußantrag herbeizuführen, mißlang, da sein diesbezüglicher Antrag nur von 13 Stimmen unterstützt wurde. So wurde der Lehrantrag ohne Debatte nur gegen die neun Stimmen der Linken angenommen. Eine kleine Gruppe stimmte das Lied „Laß mich dein sein und bleiben" an, in das ein Teil der Versammlung stehend einfiel, während ein anderer großer Teil sitzen blieb und schwieg. Körte erklärte darauf im Namen seiner Freunde unter Bravorufen aus der Synode an den weiteren Verhandlungen nach diesen Vorgängen sich nicht beteiligen zu können und die neun Herren verließen den Saal. Eine im Laufe der Sitzung zur Begründung des Schlußantrages gemachte Mitteilung, die freie evangelische Vereinigung hätte eine Zusage gemacht, nur einen Redner sprechen zu lassen, wurde in einem am folgenden letzten Sitzungstage verlesenen, von sämtlichen Mitgliedern der Linken unterschriebenen Briefe als unrichtig widerlegt. Als darauf die Synode erklärte, der Mehrheit habe eine Brüskierung der Minderheit ferngelegen, erschien die linke Gruppe wieder auf ihrem Platze und Synodale Baumgart übernahm zeitweise den Vorsitz. Trotz dieser äußeren Versöhnung haben die Vorgänge in der vorletzten Sitzung, durch welche an dem wichtigsten Punkt der ganzen Tagung eine Aussprache verhindert wurde und vor allem das mit Rücksicht auf die Erregung der Gemüter wenig taktvolle Anstimmen des Chorals, das leicht als eine Verhöhnung des niedergerungenen Gegners empfunden werden konnte, bereits in der Presse sowohl des freisinnigen als auch des meistgelesenen nationalliberalen Provinzialblattes eine entschiedene Verurteilung gefunden und es steht zu hoffen, daß durch das Verhalten der Synode den liberaler gerichteten Laien die Augen geöffnet sind über das Sündhafte ihrer bisherigen kirchlichen Gleichgiltigkeit bezw. Liebedienerei und daß sie zu einer energischeren Kundgebung ihres Willens, in der Kirche gehört zu werden, sich aufraffen werden.

Aus der Pfalz.

II.

Damit war dem Protestantenverein der Fehdehandschuh hingeworfen. Nicht mehr um die Zukunft und Bewegungsfreiheit des kirchlichen Liberalismus handelte es sich in dieser Parole, der es nicht an Zustimmung unter einzelnen liberalen Geistlichen fehlte und in deren Sinn auch von ihnen mit der Orthodoxie paktiert wurde, sondern um das, was der Pfarrerverein wollte. Hier war Gefahr in Verzug für den Bestand und den Einfluß des Liberalismus. Darum nahm der Protestantenverein den Handschuh auf und gab seinerseits die Parole aus, daß bei den Wahlen zur Generalsynode einzig und allein der liberale Standpunkt eines Kandidaten und nicht irgend welche andere Interessen maßgebend sein dürften, weil sonst niemand einen Vorteil haben würde als

die längst mit Schadenfreude auf einen sich bildenden Riß im liberalen Lager lauernde Orthodoxie.

Die Diözesansynoden mit ihren so wichtigen Wahlen kamen herbei. Allgemeine Spannung herrschte, welche Zusammensetzung der Generalsynode sie bringen würden. Daß die Liberalen die Mehrheit haben würden, zeigte sich bald. Zweifelhaft war nur, ob es die bisherige, mitunter notwendige Zweidrittelsmehrheit sein würde. Die Parole des Pfarrervereins hatte nur in wenigen Dekanaten ein Echo gefunden. In einem Dekanat freilich war dieses Echo so stark, daß einige liberale Geistliche mitten in dem Wahlgang, ohne vorher ihren Gesinnungsgenossen davon Mitteilung gemacht zu haben, der orthodoxen Minorität die Hand reichten, wodurch es gelang, in dem überwiegend liberalen Dekanat einen orthodoxen und einen von den paktierenden liberalen Geistlichen sowie zwei andere Weltliche als die von der liberalen Seite ins Auge gefaßten durchzubringen. Dieser Wahlvorgang hat den ganzen Sommer über unsere beiden kirchlichen Parteiblätter in Nahrung gesetzt.

Schon schlug unser orthodoxes Kirchenblatt Jubeltöne an, als es hieß, daß die bisherige liberale Majorität gebrochen sei. In derselben Tonart etwa war auch ein Vorbericht vor dem Zusammentreten der Synode in den Tagesblättern gehalten. Auf 41 Stimmen wurden die Liberalen geschätzt, auf 21 die Orthodoxen, auf zwei die Mittelpartei. Nur das letztere war richtig. In der Synode selber verfügten die Liberalen über 45, die Orthodoxen nur über 17 Stimmen. Die liberale Majorität bestand zu recht. Aber sie hatte keine Gelegenheit, sich geltend zu machen, wenigstens nicht so, daß sie orthodoxe Ansprüche hätte niederkämpfen müssen. Denn die diesjährige Generalsynode war eine Friedenssynode und alle ihre Beschlüsse wurden fast einstimmig gefaßt.

Das Gesangbuch wurde in dem von der Kirchenbehörde vorgelegten Entwurf einstimmig angenommen. Freilich hatte ein Ausschuß eine Reihe von Streichungen vorgenommen und Ersatz dafür geschaffen. Die Streichungen betrafen, wie es heißt, zumeist die Lieder, welche aus einer orthodoxen Überarbeitung des aus liberaler Feder hervorgegangenen Entwurfes stammten. Auch wurde eine allzuscharfe Betonung der Trinität von der liberalen Majorität beseitigt. Neu aufgenommen wurden zumeist der Gemeinde liebgewordene Lieder aus dem alten Gesangbuch. Dadurch soll auch der Übergang erleichtert werden. Denn nicht auf zwangsweise Einführung des neuen Gesangbuches ist es abgesehen, sondern dieselbe bleibt dem freien Ermessen der Gemeinden anheimgestellt. Die musikalische Bearbeitung und der redaktionelle Abschluß des Gesangbuches wurden von der Synode vertrauensvoll der Kirchenbehörde überlassen.

Beinahe ebenso einhellig einigte sich die Synode in der Frage der Kirchenumlage. Nur zwei Landwirte versagten dem Beschluß ihre Zustimmung. Freilich wäre die Sache nicht so glatt abgegangen, wenn nicht der Vorstand unseres Protestantenvereins mit seinem Einfluß und seiner weisen, sachkundigen Leitung den gemeinsamen Nenner für die mannigfaltigen Meinungen gefunden und durch alle Vorsichtsmaßregeln irgend welche noch vorhandenen Bedenken beseitigt hätte. Das wird auch seitens der Orthodoxie ehrlich anerkannt. Auch wurde von seiten derer, die sich etwa zu großen Taten in der Synode berufen fühlten, alles vermieden, was das gute Einvernehmen hätte stören und damit die Vorlage hätte gefährden können. Diese selber ist mit dem Beschluß der Synode noch nicht unter Dach und Fach. Die Synode hat nur beschlossen, daß an die Staatsregierung das Ersuchen zu richten sei, dem Landtag ein Gesetz vorzulegen, nach welchem es unserer pfälzischen Kirche gestattet wird, sich selber zu besteuern. Dann erst, wenn diese Präliminarien in günstigem Sinne erledigt sind, wird eine Kirchensteuersynode über das wie? wie hoch? und wozu? der Kirchenumlage zu beraten und zu beschließen haben. Das will nun freilich dem maßgebenden Manne des Pfarrervereins nicht rasch genug gehen und wieder wirft er nachträglich seine Steine auf den Protestantenvereinsvorstand, weil dieser nicht wieder so will wie diese Geistlichkeit. Vielleicht, daß die geistlichen Mitglieder des Protestantenvereins den Pfarrerverein einmal vor die Alternative stellen: entweder hören diese offenen und versteckten, aus persönlicher Gehässigkeit geborenen Angriffe gegen unseren Vereinsvorstand auf oder wir treten aus dem Pfarrerverein aus.

Eine bemerkenswerte Erscheinung der Generalsynode war das friedliche Verhalten der orthodoxen Minorität. Sie hat deutlich zu verstehen gegeben, daß sie ihr Verhalten um des zu Erreichenden willen so eingerichtet hat. In der Gesangbuchsangelegenheit hätte sie durch ihr Entgegenkommen ohne die Vorsicht der liberalen Führer beinahe den unveränderten Entwurf vor das Plenum der Synode gebracht, wodurch dann jede eingehende Detailarbeit unmöglich geworden wäre. Aber auch als dies mißlungen war, ertrugen sie es willig, daß manches gestrichen wurde, was sie gern behalten hätten, und dadurch haben sie erreicht, daß auch die Liberalen den Anschauungen der Orthodoxie soviel wie nur möglich Rechnung trugen. Von ihrer friedlichen Gesinnung legten sie auch Zeugnis ab, als es sich um die gleichmäßige Verteilung der an einem neueinzuführenden Missionssonntage zu erhebenden Kollekte an die Baseler Mission und den Allgemeinen Missionsverein handelte. Da auf orthodoxer Seite ohne Zweifel der Missionssinn viel entwickelter ist als auf liberaler, so schien ihnen diese Verteilung ungerecht zu sein. Aber sie gaben nach, um keine Gegensätze und Zwiespältigkeiten hervorzurufen. Hand in Hand ging die Synode endlich auch in den Vorlagen, welche auf eine Erhöhung der Pfarrerpensionen und auf ein Ruhegehalt der noch nicht angestellten Pfarramtskandidaten, die bisher darauf keinen Anspruch hatten, abzielten.

Wenn wir jetzt auf die Synode, auf ihren Verlauf und ihr Ergebnis zurückschauen, so müssen wir geradezu staunen, daß es so gegangen ist. Das Vorgehen des Pfarrervereins ließ uns harte Zusammenstöße und infolge dessen zerstörte Hoffnungen fürchten. Denn daß über etwaigen Meinungsverschiedenheiten in den zu behandelnden Vorlagen der Protestantenverein in die Brüche gegangen wäre, wie vielleicht dieser hoffte und jener fürchtete, das ist vollständig ausgeschlossen. Denn der Protestantenverein ist in erster Linie Laienverein, wenn auch die Hauptarbeit von den Geistlichen geleistet wird. Eine Mobilmachung der Laienwelt aber hätte ganz gewiß nicht versagt. Die liberalen Geistlichen aber sind mit wenigen Ausnahmen doch mit der Erkenntnis begabt, daß ihre Glaubens- und Gewissensfreiheit mit dem Protestantenverein, der sie ihnen erworben hat, steht und fällt. Daß aber über allen Wipfeln Ruhe war und auch die Hoffnungen unserer Pfarrwelt sich erfüllt haben, das ist das Staunenswerte, das wir mit Freuden begrüßen als ein großes und segensreiches Werk. Hoffentlich findet sich keine frevelhafte Hand, die leichtfertig wieder vernichtet oder in Frage stellt, was wider alles Erwarten so glücklich zu stande gekommen ist.

Nachrichten.

Der Bremische Protestantenverein zum Schulstreit. Fr. E. hat über den „Religionsunterricht in der Volksschule" (unter diesem Titel erschienen bei Carl Schünemann, Bremen) ein freies und tiefernstes Wort geredet. Religionsunterricht soll sein, weil seine Abschaffung eine Selbstverstümmelung der Volksschule wäre, weil ein religionsloser Moralunterricht der Jugend unseres Volkes nicht die Kraft mitgeben kann, sittliche Charaktere zu werden, weil gerade im Christentum Frömmigkeit und Sittlichkeit zu einem Lebensinhalt zusammenfließen. — Aber Reform des Religionsunterrichts — keine verwässerte Theologiestunde — kein äußeres Autoritätsprinzip, biblische Stoffe, aber über sie hinaus die Gestalten der Kirchengeschichte, — kein Gedächtniskram, „nur was dem unverkünstelten sittlich-religiösen Werden dienen kann, hat in der Schulstube Heimatsrecht, durchs Herz zum Kopfe" gilt es für die Kinder, darum die hohe Bedeutung

der Persönlichkeit des Lehrers und so zu fordern die freiere Gestaltung des Religionsunterrichts im Seminar. — Selbst die schärfsten Gegner erkennen den Ernst dieser Forderungen. Möchten viele das Schriftchen lesen und seine Gedanken mögen wirken.

Der **westpreußische Pfarrerverein** wird auch in diesem Jahre anfangs Dezember einen wissenschaftlichen Pfarrertag veranstalten. Als Vortragende sind die Herren Professor D. Dorner und Professor D. Kühl gewonnen. Letzterer wird über „Jesus und Paulus" sprechen.

Kommission für kirchliches Frauenstimmrecht. Der deutsche Verband für Frauenstimmrecht hat eine Kommission für kirchliches Frauenstimmrecht unter dem Vorsitz von Fräulein Martha Zietz gegründet. Dieser Kommission gehören ferner vorläufig an: Fräulein v. Wilczeck, Schriftführerin, Berlin; Fräulein Liddy Stöcker, stud. theol., Berlin; Fräulein Koch, Bremen; Herr Pastor Beckmann, Hennstedt; als Beirat die Herren Pastor Gebhardt, Berlin, und Pastor Baars, Vegesack.

Kirchentum und Volkstum. In Barmen hat eine Tellaufführung für die Volksschulen stattgefunden; die evangelischen Pastoren haben ihren Konfirmanden den Besuch dieser Vorstellung verboten — und damit der evangelischen Kirche entschieden einen Dienst geleistet!!!?!

Pastor Ebeling in Leipzig, der wegen Beleidigung des Geheimrats Wach, des Geh. Kirchenrates Rietschel und des Pfarrers Rausch zu 1200 Mk. Geldstrafe am 25. Juni verurteilt worden war, hat die Berufung beim Reichsgericht zurückgezogen. (Vergl. Beil. Nr. 40, S. 484.)

Austritt aus der Landeskirche und Neugründung einer evangelischen Gemeinde haben 88 Bürger in Hohenlimburg (Westfalen) beschlossen, nachdem der lange dort amtierende Hülfsprediger Gravenstein nach fast einstimmiger Wahl durch das Presbyterium vom Fürsten von Limburg-Bentheim dem Patron der Kirche nicht bestätigt worden ist. Ein Bauplatz für die neue Kirche ist geschenkt und eine Anzahl hoher Zeichnungen zum Kirchbaufonds ist schon erfolgt. — Das unevangelische Patronatsrecht wird, je energischer das Gemeindeleben erwacht, immer mehr Schwierigkeiten bereiten.

Vereine und Versammlungen.

Bremen. Protestantenverein, Mittwoch, 6. Dezember, 7¼ Uhr, Kaisersaal des Künstlervereins: Unsere Stellung zum Radikalismus, Pastor Sonntag-Bremen.

Hamburg. Protestantenverein, Montag, 4. Dezember, 8 Uhr, Aula des Johanneums: Die Religion und ihre modernen Gegner, Hauptpastor D. Grimm-Hamburg. — Donnerstag, 14. Dez., 8 Uhr, im Zimmer 20 des Patriotischen Gebäudes, Diskussionsabend: Die Religion und ihre modernen Gegner.

Dresden. Protestantenverein, Sonntag, 10. Dezember, 8 Uhr, kleiner Gewerbehaussaal, Ostra-Allee: Die Machtbestrebungen der Orthodoxie in Preußen, Pfarrer D. Fischer-Berlin.

Berlin. Berliner Unionsverein (Deutscher Protestantenverein), Montag, 4. Dezbr., 8¼ Uhr, Altstädter Hof (großer Saal), Neuer Markt 8—12, zweiter Diskussionsabend; Thema: Gibt es einen persönlichen Gott? Kurzes einleitendes Referat: Pfarrer Gebhardt (Lutherkirche). — Freitag, 8. Dezbr., im Architektenhaus, Wilhelmstr. 92/93 (Restaurant, besonderes Zimmer): Jahresversammlung. Vorstandswahl. Etat. Anträge. Vortrag von D. Julius Websky-Berlin: Die Religion unserer Klassiker.

Flügel
Pianinos
Phonola

Julius Blüthner

Berlin W.
Potsdamerstrasse 27 b.

Teutonia in Leipzig

Allgemeine Renten-, Capital- und Lebensversicherungsbank.

Gegründet 1852. — Gesamtvermögen 81 Millionen Mark.
Jährliche Prämien und Zinseneinnahme: 14 Millionen Mark.

Die Teutonia empfiehlt als wertvolle **Weihnachtsgeschenke** für jede Familie:

Lebensversicherungs-Policen zu sehr billigen Prämiensätzen. Ein 30jähriger zahlt für 1000 Mark zahlbar beim Tode, spätestens aber im 60. Lebensjahre, nur Mk. 28.40 Jahresprämie.

Kinderversorgungs-Policen zu sehr billigen Prämiensätzen. Ein 30jähriger zahlt für 1000 Mark, die nach 20 Jahren an seine Kinder als Aussteuer- oder Etablierungskapital gezahlt werden sollen, nur Mk. 39.40 Jahresprämie. Stirbt er vor Ablauf der 20 Jahre, so hört mit seinem Tode die Prämienzahlung auf, die Versicherung aber bleibt zu Gunsten der Kinder voll in Kraft.

Sehr günstige Versicherungsbedingungen: Unanfechtbarkeit nach einem Jahre. Reisefreiheit für alle Weltgegenden nach einem Jahre. Unverfallbarkeit nach drei Jahren. Sehr liberale Darlehns- und Rückkaufsbedingungen.

Ausführliche kostenlose Auskunft wird erteilt von der Direktion in Leipzig und von den Agenturen.

Kampf und Arbeit
des freien Christentums in Deutschland

1. Heft. — 4 Bogen 50 Pf.

Die kirchliche Lage und der Protestantenverein von D. Paul Kirmss

Beigabe: Die letzten Kundgebungen der kirchlichen Parteien und Gruppen:

Protestantenverein — Freunde der Christl. Welt — Evangelische Vereinigung — Bekenntnisfreunde — Konfessionelle Gruppe — Positive Union — Eisenacher Bund — Stille Vereinigung.

Gebauer-Schwetschke Druck u. Verlag m. b. H. Halle a. S.

Bremer Orgelbau-Anstalt
Kirchen- und Salon-Orgeln
Wartburgstrasse 84.
Ernst Gehlhar,
Orgelbaumeister.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik.
Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Gebrüder Hug & Co., Leipzig,
Königsstrasse Nr. 20 N.
Pianinos von Mk. 420.—
Harmoniums v. Mk. 40.— an.

Verkauf und Miete auch nach auswärts. Bei Kauf Gutschrift von Miete. Probelieferung. Kleine Teilzahlungen. Rabatt bei Barzahlung. Man verlange Piano- und Harmonium-Prospekt.

Bremischer
Protestantenverein
Mittwoch, den 6. Dezember 1905,
abends 7¼ Uhr,
im Kaisersaale des Künstlervereins:
Vortrag
des Herrn Pastor W. Sonntag.
Unsere Stellung zum Radikalismus.

Gegründet 1826. **G. Herbert,** Gegründet 1826.
Berlin SW. 13, Alte Jakobstrasse 5.

Spezial-Geschäft mit eigenen Werkstätten für
evangel. Prediger-Ornate (Talare von 16—65), Baretts von 5 Mk. an, Bäffchen von 40 Pf. etc.
evangel. Paramente von den einfachsten bis zu den reichsten.
evangel. Ornamente und vasa sacra in echt und unecht.
Kirchenteppiche, Kirchenkronen, kirchliche Ölgemälde, Oblaten mit Kruzifix à Mille 1,30 Mk.
Altar-Leuchter und Lichte etc.
Ehrende Zeugnisse hochgestellter Geistlichen, Konsistorien, Regierungen und Private. o o o o **Proben, Preisverzeichnisse und Berechnungen kostenlos.**

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.